Die weichen Seiten der Frau Ätna

Sizilien Europas mächtigster Vulkan ist munter wie seit Jahren nicht mehr. Kommt der große Ausbruch? *Von Paul Kreiner, Ätna*

Wenn von Catania aus die Lava zu sehen ist, gibt's für die Einwohner kein Halten mehr. Alle wollen dann nach oben. Foto: AFP

Anne, die Luxemburgerin, bemerkt es als Erste. Sie schnüffelt im Kreis herum, dann sagt sie: „Hier schmort Gummi." Die anderen schauen sich fragend an: Hier, mitten in freier Natur? „Doch, doch, alles ganz normal", ruft der Schweizer Vulkanführer Andrea Ercolani herüber: „Vielleicht schaut ihr mal die Sohlen eurer Bergstiefel an. Neulich war der Boden hier so heiß, da haben die Fäden gezogen wie der Käse im Raclette." Eine Stunde schon ist die Wandergruppe mit Ercolani unterwegs an den oberen Hängen des Ätna. In knapp dreitausend Metern Meereshöhe stapfen sie mühsam über endlose Felder dunkelgraubrauner Lavabrocken; von unten leuchtet azurblau der Golf von Catania herauf, vom oben steigen dicke Dampfwolken in den klaren sizilianischen Sommerhimmel.

Vor einem Jahr durfte Ercolani mit seinen Gruppen sogar noch höher hinauf, an die Ränder der vier Gipfelkrater, irgendwas über 3300 Meter hoch – nicht genau bestimmbar allerdings, weil der Vulkan sich beständig umbaut. Wer wollte, bekam eine Gasmaske gegen die beißenden Schwefeldämpfe; die Kinder warfen Steine in den Krater, zählten die langen acht, neun, zehn Sekunden, bis die Brocken ganz tief unten in irgendeine Flüssigkeit platschten, und quittierten mit Lachen das Dampfwölkchen, das der Ätna als Antwort schickte.

Diesen Sommer ist die Gipfelregion tabu. Zu gefährlich. „Frau Ätna", wie sie auf Sizilien sagen, belieben zu spucken. Viermal hat sie's dieses Jahr schon getan, bevor Ercolanis Gruppe aufgestiegen ist. Die ausgeworfene Lava hatte dazwischen nicht einmal Zeit zum Abkühlen. Und jetzt, seit drei Wochen, geht es sogar Schlag auf Schlag. Vier „Paroxysmen", mehrstündige Ausbruchsserien mit spektakulären Lavafontänen, zählt man allein seit Mitte Juli.

Und unten in Catania, wo die Forscher vom staatlichen Institut für Geophysik und Vulkanologie (INGV) der kapriziösen Signora möglichst genau auf die Schliche zu kommen versuchen, rechnen sie mit einem großen Ausbruch. „Die Abstände zwischen den Eruptionen werden immer kürzer; der Berg lädt sich zur Zeit kräftig auf", sagt der Deutsche Boris Behncke, der seit 15 Jahren beim INGV arbeitet: „Im Inneren steigt Magma hoch und braucht Platz. Der Berg schwillt an, das zeigen unsere Satellitenmessungen. Die Frage ist: Wie stabil sind die Flanken? Wann platzt der Ätna aus seinen Nähten?"

Noch ist es nicht so weit. Ercolanis Gruppe macht Mittagspause etwa hundert Meter unter dem „Pit-Krater". Vor einem Jahr war das eine unauffällige Delle im Boden, dann ist über Nacht ein „großes Maul" (Behncke) daraus geworden. Und jetzt? Ein paar Neugierige pirschen sich den steilen, unwegsamen Hang hoch. Unter den Sohlen klirren die warmen Lavabrocken, als würden Eisschollen zersplittern. Scharfkantig sind die porösen Steine; wer zum Drüberbalancieren die Hände braucht, macht blutige Bekanntschaft damit.

Aus dem großen Maul dringen Geräusche wie kurze scharfe Peitschenschläge. „Vom Wind wegdrehen", schreit Ercolani noch, dann fegt eine rotbraune Aschewolke über die Gruppe hinweg; feinster, schwefeliger Sand dringt in die Augen, in die Nase, in den Mund. „Keine Angst", ruft Ercolani, „das macht nicht unser Loch hier, das macht der Nachbarkrater dahinter, derzeit jede Viertelstunde, ist nicht weiter schlimm." Im großen Maul selbst ist außer einem chaotischen Verhau von Felsbrocken nichts zu sehen. Nur blaue Gase steigen mit jedem „Pfff!" in lichten Fähnchen auf, aggressiv sind sie, sie zersetzen das Gestein, das Loch wird immer größer, seine Innenwände krachen ein.

Heute, drei Wochen später, gibt es Andrea Ercolanis Aussichtspunkt schon nicht mehr. Riesige Lavaströme haben ihn begraben. Das „große Maul", der inzwischen aktivste Feuerspucker am Ätna, hat um sich herum einen brandneuen, regelrechten Vulkankegel aufgeschüttet; dem ebenfalls recht jungen Südostkrater, an dessen Flanke er vor drei Wochen höchstens aussah wie eine Warze, macht dieser mit jedem Ausbruch mehr Konkurrenz.

Die Flanken sind am Ätna das schwächste Element. Wenn sie aufbrechen, dann sind Menschen in Gefahr. Dann nützt es nichts, dass das „Vulkangebäude" des Ätna ungleich gewaltiger und viel weiträumiger ist als das des Vesuv, an dessen Hängen – aller „roten Zonen" zum Trotz – zwei Millionen Menschen wohnen. Sobald die Flanken reißen, laufen die Lava und die verheerenden „pyroklastischen Ströme" auch am Ätna weit, weit hinunter.

> „Schnee und Asche bilden manchmal schwarz-weißen Baumkuchen."
> Vulkanführer Andrea Ercolani

Nicht nur die Weinbau-, die Orangen-, Nuss- und Pistaziendörfer in Halbhöhenlage, auch die Großstadt Catania am Meer sind dem Vulkan schon zum Opfer gefallen; junge, unbewachsene Lavazungen fressen sich als unauslöschliche, brutale Erinnerung rostbraun durch eine idyllische Waldlandschaft. Aus dem quirligen Wintersportzentrum Piano Provenzana hat „die" Ätna mit schwarzen Schutthalden und weißen Baumgerippen eine gespenstige Mondlandschaft gemacht. Ein Ausbruch kann eine Million Menschen unmittelbar gefährden.

Dass „Signora Etna" auch anders kann, das entdecken die Kinder in Andrea Ercolanis Wandergruppe. Woher auf diesen ausladenden, wüstenartigen Aschehängen des Ätna die feuchten Flecken kommen, wollen sie wissen. Dann wühlen sie – und entdecken Schnee, acht Zentimeter dick. Sie wühlen tiefer, und unter der nächsten Ascheschicht stoßen die jungen Vulkan-Archäologen schon wieder auf Harsch. Sie könnten sogar noch weiter wühlen, sagt Ercolani: „Beim Ausbruch 2004 hat sich eine Spalte geöffnet, und wir haben Schnee noch unter sechs Metern Asche gefunden."

> „Wie stabil sind die Flanken? Wann platzt der Ätna aus seinen Nähten?"
> Der deutsche Vulkanologe Boris Behncke

Ungläubig schaut die Gruppe auf Ercolani. „Klar", sagt er: „Ascheschichten hindern den Winterschnee am Schmelzen. Und wenn sich im Winter, wie diesmal, Schneefall und Ascheregen abwechseln, dann gibt's schwarz-weißen Baumkuchen."

Dann erzählt er, wie früher ganze Dörfer vom Ätna-Schnee gelebt und wie vor allem die Bischöfe von Catania, über neunhundert Jahre hinweg, den Ätna-Schnee als „Gut von oben" für sich selbst einkassiert haben, im wahrsten Sinne des Wortes: Gesammelt im Winter, in Lava-Höhlen konserviert, beinahe industriell abgebaut im Sommer, verkauft in ganz Süditalien und verschifft bis nach Malta, zur Kühlung von Lebensmitteln und zur luxuriösen Zubereitung erfrischender Sommerspeisen. Der Ätna-Schnee brachte allein dem Bischof von Catania 6000 Dukaten im Jahr, und die Bauern in den Vulkandörfern hielten eine Missernte beim Getreide für weniger schlimm als ein Jahr ohne Schnee. Bis nach 1930 ging das so, und dann, grinst Ercolani, „hat man halt den Kühlschrank erfunden".

Es ist später Nachmittag geworden; der sechsstündige Marsch auf dem Vulkan sitzt der Gruppe in den Knochen. Doch Andrea Ercolani hat noch ein Highlight zu bieten: die Abfahrt über einen Aschehang hinunter zum fünfhundert Meter tiefer gelegenen Parkplatz. Das ist wie Skifahren im Tiefschnee; die Kinder johlen, die Erwachsenen auch, und im unteren Teil, wo erste Pflanzen mühsam versuchen, sich im Vulkansand zu verwurzeln, da dient mancher blühende Busch als Sprungschanze.

Dann kommen sie also unten an, voller Staub von den Haaren über die Zähne bis in die Stiefel, die Kleider vollgesogen mit jenem Schwefelgeruch, der sie auch nach der Abreise noch einige Wochen lang an den Ätna erinnern wird – und so verschmerzen sie auch, dass dieser just heute nicht „puff!" machen wollte, als genau sie oben waren.

Die Einheimischen haben's da besser. Drei Wochen nach der Tour mit Ercolani ist der neue Krater nun an einem Samstagabend ausgebrochen.

Und weil zu diesem Zeitpunkt alle frei hatten, kam es – fast genauso eruptiv – zu dem, was Vulkanologe Boris Behncke die „Ätna-Party" nennt: „Die Leute in Catania haben auf dem Weg zur Pizzeria das Feuer auf dem Berg gesehen, dann sind sie alle ins Auto, alle den Berg rauf, alle Straßen komplett verstopft, kein Durchkommen mehr . . ."

Die Fotografen indes, die Fernsehleute, die Vulkanologen und die Touristenführer, Boris Behncke und Andrea Ercolani – sie waren vorgewarnt. Sie hatten auf ihren Instrumenten gesehen, wie der ganze Vulkan anfing zu zittern. Sie stürzten sich schon vor dem Fahrzeugstrom nach oben. Und sie erlebten – mit fünfhundert Meter hohen Lavafontänen – ein nächtliches Feuerwerk der Spitzenklasse. Noch können sie solche Spektakel gelassen genießen: Die Lava aus dem neuen, aufstrebenden Krater fließt in ein weit abgelegenes Tal; noch halten die Flanken von Frau Ätna.

Wann der „große Ausbruch" kommt, das können die Vulkanologen noch immer nicht vorhersagen: „Vielleicht morgen", sagt Behncke, „vielleicht nächstes Jahr. Vielleicht, auch das hat's schon gegeben, hört alles sang- und klanglos wieder auf." Trotz aller Überwachung: Dem Herzen der extravaganten Signora ist die Wissenschaft noch nicht so richtig nahe gekommen.

Entschädigung für einen Mörder

Justiz Jeder Bürger hat Anspruch auf Achtung seiner Menschenwürde – auch ein Verbrecher wie Gäfgen. *Von Rainer Pörtner*

Die Urteile in einem Rechtsstaat sind manchmal nur sehr schwer zu ertragen. Der Richterspruch von Frankfurt, mit dem einem verurteilten Kindsmörder eine Entschädigung zugesprochen wird, gehört zweifellos dazu.

Magnus Gäfgen hat 2002 den elfjährigen Bankierssohn Jakob von Metzler entführt, ihn aus Geldgier getötet. Er ist dafür zu lebenslanger Haft verurteilt worden, Reue für seine abscheuliche Tat zeigte Gäfgen nie. Stattdessen inszenierte er sich als bedauernswertes Opfer, weil ihm verzweifelte Polizeibeamte im Verhör „unerträgliche Schmerzen" angedroht hatten, falls er sie nicht zum Versteck des möglicherweise noch lebenden Jakob führe.

Das selbstgerechte Auftreten des Mörders, das Erinnern an das Leid des Opfers, das Mitgefühl für die von Gewissensnöten geplagten Polizisten – all dies ruft den Reflex hervor: keine Gnade, erst recht keine Entschädigung für solch einen Mann.

Aber im Rechtsstaat haben vor dem Gesetz alle gleich zu sein. Auch der schlimmste Verbrecher hat Rechte, hat Anspruch auf Achtung seiner Menschenwürde. Die Androhung von Gewalt durch die Polizisten war Folter. Sie ist verboten, ohne Ausnahme. Wenn einem Bürger durch den Staat Unrecht geschieht, kann er Anspruch auf Entschädigung erheben. Dies gilt für jedermann – selbst für Mörder.

Hohle Worte

Italien Berlusconi will die Finanzmärkte beruhigen, bleibt aber das Wichtigste schuldig: Glaubwürdigkeit. *Von Paul Kreiner*

Mit Einsparungen von 48 Milliarden Euro innerhalb der nächsten drei Jahre wollte Italiens Regierung die aggressiven Finanzmärkte beruhigen und die Rekordschulden des Landes vermindern. Jetzt zeigt sich: diese 48 Milliarden sind längst „aufgefressen" durch die stetig wachsenden Risikoaufschläge, die Italien den verunsicherten Anlegern für seine Staatsanleihen zahlen muss. Und wie reagiert Silvio Berlusconi darauf? Gar nicht.

Die Regierungserklärung, mit der Italiens Ministerpräsident das internationale Vertrauen für sein Land zurückgewinnen wollte, war hohl und enttäuschend für alle. Trotzig zu beteuern, Italien sei „auf dem rechten Weg", reicht nicht, wenn die internationale Finanzwelt dies anders sieht. Gut, „die Märkte" mögen Italien teils ungerecht beurteilen, aber Berlusconi bemüht sich nicht einmal, ihnen mit starken Reformen den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Das neue Haushaltsgesetz vertagt die meisten Einsparungen auf das Wahljahr 2013. Das ist schlicht unglaubwürdig. Aber an eine Korrektur denkt Berlusconi nicht. Und jene Gesetzesreformen, die zu einem „Wachstumspakt" mit den Sozialpartnern führen sollen, werden wieder nur angekündigt. Im September, sagt Berlusconi, sollen sie fertig sein. Aber dass eine Regierung in Rom den August durcharbeiten würde, das hat man schon ewig nicht mehr gesehen.

Der leere Platz als Symbol des Kampfes

Jugend Die Polizei räumt, was vom Protest in Madrid übrig ist. Doch die „Bewegung 15-M" ist noch sehr lebendig. *Von Martin Dahms*

Einen solchen Anblick hat die Puerta del Sol wahrscheinlich in ihrer ganzen Geschichte noch nicht geboten: Der Platz im Herzen Madrids ist ausgestorben: keine Touristen, keine Einkäufer, keine Familien, keine Liebespaare, keine Straßenmusiker. Die Metroausgänge sind verwaist, kein Bus fährt vorüber. Der Platz gehört der Polizei. Sie ist mit fünfzig Mannschaftswagen aufgefahren, hat alle neun Straßen, die auf den Platz münden, verrammelt und den unterirdischen Bahnhof gesperrt. Wie nach einer Bombendrohung. Hier droht aber bloß eine Demonstration.

„Das war klar", sagt Pancho, ein 28-jähriger Schauspieler, der sich mit ein paar Hundert anderen der Polizeikette am Ende der Calle del Carmen, dort wo sie in die Puerta del Sol mündet, entgegenstellt. „Ich wusste, dass so was geschehen würde." Die Demonstration, die den Platz nicht einnehmen darf, hat sich auf die neun Zufahrtsstraßen verteilt. Die Protestierer winken gut gelaunt von der einen Seite des Platzes zu den Protestierern auf der anderen Seite hinüber. Sie lassen Luftballons steigen und rufen den Polizisten zu: „Lassen Sie Ihre Waffen fallen, Sie sind umzingelt!" Die Demonstranten sind gefasst. „Wir haben etwas, das uns niemand nehmen wird", sagt Pancho, „das ist die Gewaltlosigkeit." Am Dienstagmorgen, in aller Frühe, hatte die Polizei den Rest des Protestlagers geräumt, das seit Mitte Mai die Puerta del Sol bevölkerte. Spaniens Innenminister und Madrids Bürgermeister waren übereingekommen, dass es nun gut sei mit der Besetzung des öffentlichen Raums. In wenigen Minuten waren die 20 verbliebenen Bewohner des Camps vertrieben. Der Reinigungsdienst begann mit den Abriss der Holzhütte, die als Informationspunkt und Anlaufstelle der am 15. Mai geborenen Protestbewegung gedient hatte. Das Lager, das in den ersten Tagen Mitte Mai an die tausend Menschen beherbergt und in der ganzen

Der friedliche Protest in Madrid soll nach der Räumung weitergehen. Foto: dapd

Welt Aufsehen erregt hatte, war Mitte Juni von der großen Mehrheit seiner Bewohner freiwillig geräumt worden.

Doch der Verlust des symbolischen Ortes Puerta del Sol empörte die Anhänger der Bewegung, die sich nach dem Datum der ersten Großdemonstrationen 15-M nennt. So schickten sie sich im Netz gegenseitig Einladungen zum „Spaziergang" ab 20 Uhr über die Puerta del Sol zu. Doch die Polizei war schon früher da. Die Demonstranten, etliche Tausend, sammelten sich stattdessen an den Zufahrtsstraßen, so wie Pancho, der Schauspieler. „Wir führen den Kampf weiter," sagt er. „Wir kämpfen ohne Gewalt, was uns Legitimität gibt. Unser Diskurs ist keiner, der sich um meinen Job oder meinen Mietvertrag dreht. Unser Diskurs dreht sich um universelle Grundrechte. Und zu denen gehört auch, die Plätze in deiner Stadt betreten zu dürfen."

Die Bewegung 15-M ist weiter lebendig, Hunderte Gruppen treffen sich im ganzen Land zu Versammlungen in ihren Stadtteilen oder Dörfern, um Aktionen zu planen. „Es gibt eine riesige Menge von Aktivitäten, von Debatten, von Vorschlägen", sagt Pancho, der zu den Aktivisten einer Madrider Innenstadtgruppe gehört. „Das ist unermesslich – auch wenn das Wenigste davon ans Licht kommt." Am meisten Aufsehen haben in den letzten Wochen die – gelegentlich geglückten – Versuche gemacht, die Zwangsräumungen von Wohnungen zu verhindern, deren Besitzer ihre Hypotheken nicht mehr zahlen können. „Neulich haben sie eine Familie mit behindertem Sohn aus ihrer Wohnung geworfen", berichtet Carlos Paredes von Democracia Real Ya. „Und wozu? Damit die Bank eine weitere leer stehende Wohnung in ihren Büchern hat."

Unten rechts

Weltzertrümmerer

Es mutet merkwürdig an: Mit dem Teilchenbeschleuniger im Forschungszentrum Cern in Genf will man Gott auf die Spur kommen. Da muss man mal ganz grundsätzlich theologisch werden. Im Cern zertrümmert man das irdische Porzellan so lange, bis man Gottes Bauplan entdeckt zu haben glaubt. Soweit der Plan. Dabei weiß doch jeder, dass die Welt mehr ist als die Summe ihrer Bauteile. Wären die Erde und alle ihre Bewohner bis ins Kleinste logisch konstruiert, würde doch niemand mehr Heidi Klums Topmodels gucken. Auch da geht's um Höheres. Aber das würde hier zu weit führen.

Dieser riesige Cern-Kreisel beweist auf jeden Fall: Das Jahrhundert der Technikgläubigkeit ist noch lange nicht vorbei. Vielleicht dauert es 150 Jahre. Dabei wussten schon unsere Altvorderen, genannt die 68er, dass Dekonstruktion alleine gar nix bringt. Vielmehr muss man aufs Große und Ganze sehen, möglichst die ganze Welt in seinen Kopf bringen. Was dabei hilft, sind Drogen. Nirgends lässt es sich schöner philosophieren über Gott und die Welt als im Wirtshaus. Im Rausch wird plötzlich alles ganz klar, sogar, was die Welt im Innersten zusammenhält. Da geht auch das Cern mit. Das sucht nämlich als letztes entscheidendes Elementarteilchen das „Hicks"-Teilchen. Oder hieß es „Higgs"-Teilchen? *StZ*